

Fahimeh Farsaie
Hüte dich vor den Männern mein Sohn

Fahimeh Farsaie

Hüte dich vor den Männern mein Sohn

Roman

Dittrich

Übersetzt aus dem Persischen von
MONIKA MATZKE
unter Mitarbeit von Friederike Voigt

Gefördert vom Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur
und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

CIP-Einheitsaufnahme: Farsaie, Fahimeh
Hüte dich vor den Männern mein Sohn / Fahimeh Farsaie -
Köln: Dittrich, 1998

ISBN 978-3-947373-07-9

© Dittrich Verlag ist ein Imprint
der Velbrück GmbH, Weilerswist-Metternich 2018
Lektorat: Gabriele Hilgers
Abbildung auf Schutzumschlag: Ausschnitt aus einem
Gemälde von Lutz Voigtmann

I

»Endlich gehe ich weg von hier. Ich fliehe. Selbst wenn ich alles verlieren sollte.«

Was hätte ich noch sagen sollen. Es gab nichts, dessen Existenz ich mit diesem »selbst wenn« bedrohen würde. Ich blickte hinüber zu einem Stück struppigen Rasen, der sich auf der anderen Seite des Geländers unter den Bäumen ausbreitete, und begann loszulaufen. Der Gehweg war so voll, daß sich die Schatten der Menschen überschnitten. Djawid kam mir nachgerannt. Ich sagte:

»Wenn es sein müßte, würde ich sogar mein Leben dafür geben.«

Djawid hängt sich an meinen Arm und sagte:

»Jetzt laß uns doch nebenan in die Teestube gehen und einen Tee trinken! Du willst doch nicht gleich deine Sachen packen? Oder?«

Ich hätte schon gewollt und war sogar bereit, mich ohne Gepäck auf den Weg zu machen. Ohne zu wissen wohin. Gerdewegs der Sonne würde ich nachlaufen und mich nicht einmal umdrehen, um zu sehen, ob sich mein Schatten auf der Erde von der Stelle bewegt hat. Ich wich einem älteren Mann aus, dessen Gesicht schwarz wie bei einem Bergmann war. Djawid trat aus seinem Schatten und schrie in den Straßenlärm hinein:

»Laß den Quatsch, Junge. Das nützt doch nichts! Du mußt erst einmal gründlich nachdenken. Wenn deine Großmutter noch lebte, sie würde dich sicherlich daran hindern ...«

Ich hatte keine Lust, Djawid und seinem Geschwätz länger zuzuhören. Er war ein solcher Esel, daß er eine Tote zu Hilfe nahm, um mich von meinem Plan abzubringen. Ich stieß heftig mit einem Kind zusammen. Es weinte laut mit in die

Luft gerecktem Kopf und offenem Mund und blieb stehen. Der Geruch von verbrannter Baumwolle schwängerte die Luft. Ich sagte:

»Na und, sie lebt aber nicht mehr. Also übernimm meinetwegen auch nicht die Rolle einer Toten. Geh weg!«

Er trat zur Seite und verdeckte mit seinem Körper die Hälfte der Steinmauer. Das Stück, das über seine borstigen Haare hinausragte, war geädert und durchlöchert, und in der Mitte war es so dick wie die Brustwarze von Monawar-Chanom. Die Schatten der Fahrzeuge verschwammen auf der Wasseroberfläche des Grabens und flossen dahin. Djawid sagte:

»Ich sag doch nur, du sollst aufpassen, daß du nicht vom Regen in die Traufe gerätst!«

Noch ein Wort von ihm und ich hätte meinen Kopf gegen die steinerne Brustwarze von Monawar-Chanom gehauen. Weshalb konnte er nicht begreifen, daß ich jetzt schon unter der Traufe stand.

Es war windstill. Aber die Blätter auf dem Boden waren lautlos in den Schutz der Mauer gekrochen und steckten die vertrockneten Finger in ihre Löcher in der Hoffnung, daran emporzuklimmen. Djawid trat schnell neben mich. Wie lange würde er hier noch herumstehen! Ich sagte:

»Ich möchte nicht zu Kanonenfutter werden. Bei diesem Krieg, den sie in Kurdistan angezettelt haben, geben sie übermorgen jedem von uns ein Gewehr in die Hand und sagen, verteidigt eure islamische Heimat ... Die Fremden wollen das Land zerstückeln, hindert sie daran ... Euer Haus und Hof ist in Gefahr! Ich aber habe weder Haus noch Hof, das ich verteidigen möchte.«

Djawid war wirklich enttäuscht:

»Und was ist mit Onkel Toms Hütte?«

Er hatte recht. Onkel Toms Hütte war unser einziger sicherer Platz. Unwillig wiegte ich meinen Kopf hin und her und sagte:

»Das Haus der Liebe kann man auch ohne Verteidigung schützen!«

Ein Mann mit einem karierten Bündel auf dem Rücken ließ

uns auseinanderfahren. Ich unterbrach meine Worte und gab einem bettelnden Jungen, der sich an meinen Ärmel gehängt hatte, mit der flachen Hand einen Klaps auf den kahlgeschorenen Schädel. Er spuckte in meine Richtung und verschwand in der Menge mit ihren tausend Farben und Gerüchen.

Die Sonne verzerrte alle Schatten und verlieh den Dächern der Autos spiegelnden Glanz. Am Adamsapfel von Djawid war eine kleine Schwellung zu sehen. Wenn er sprach, bewegte sie sich auf und ab. Er fragte:

»Sag, wohin willst du denn überhaupt? Zu wem? Mit leeren Händen ...«

Ich legte meine Hand auf die Stirn und drehte mich schnell nach links. Einige Passanten wichen mir aus. Ein schmaler Durchgang öffnete sich für mich. Ich antwortete:

»Zu Mahtab. Sie träumt jede Nacht von mir.«

Der Geruch Djawids nach Schmierfett und grüner Seife zog mir wieder in die Nase. Wütend sagte er:

»Das heißt ernsthaft, du willst alles verlassen und gehen?«

Ich erwiderte:

»Komm doch mit. Sardar Ahmad wird sich freuen.«

»Wer ist denn Sardar Ahmad?«

»Der Schlepper von Mahtab und ihrem Bruder aus Zahedan. Wir müssen nur einen Paß und eine Fahrkarte beschaffen. Der Rest ist einfach.«

»Du denkst, das ist einfach. Nein! Ich habe kein Geld dafür.«

Ich schaute auf seine Fingernägel, deren Ränder schwarz von der Wagenschmiere waren und sagte:

»Wenn du, obwohl du arbeitest, kein Geld hast, was soll dann ich sagen? Mein Großvater hat immer gesagt: Jedem, dem Zähne gegeben sind, wird auch Brot gegeben. Wir helfen uns gegenseitig und beschaffen das Geld.«

»Nein, ich komme nicht mit. Was soll ich mit meiner Mutter machen? Ihre ganze Hoffnung liegt auf mir.«

Ich hatte die Nase voll von Frauen, deren ganze Hoffnung die Männer waren. Es war mir egal, daß eine von ihnen Djawids Mutter war. Meine grünäugige Tante war auch so eine. Ich sagte:

»Warum nimmst du deine Mutter als Vorwand? Gib doch zu, daß hier mit Mustafas Hilfe deine Chance größer ist, Inge-

nieur zu werden. Deshalb willst du mich allein lassen ... genau so ist es!«

Djawid blieb stehen. Breitbeinig stellte er sich vor mich hin. Seinen Arm streckte er so weit aus, daß er meinen Hemdkragen berührte. Er sagte:

»Du weißt doch selbst am besten, daß es nicht so ist. Ich kann diese arme alte Frau nicht ihrem Schicksal überlassen. Aber was ist mit dir? Mußt du denn unbedingt gehen? Chomeini hat die Basidj* doch noch nicht ausgerufen.«

»Wenn er es getan hätte, dann könnten wir beide hier nicht zusammenstehen und uns gegenseitig das Herz ausschütten! Wir müßten uns ins letzte Loch verkriechen oder uns wie die Frauen einen Tschador überwerfen.«

Er stand mit dem Gesicht zur Wand, umkreiste meinen Schatten und zwang mich, ungeduldig von einem Fuß auf den anderen zu wechseln. Schließlich sagte er:

»Und was ist mit deiner Großmutter? Du quälst damit nur ihre Seele!«

Das langgezogene Hupen eines Busses pustete meinen Kopf wie eine Blase auf. Als ich Djawid anschaute, platzte sie plötzlich. Ich erwiderte:

»Seit wann sorgst du dich um die Seele meiner Großmutter?«

Die langgezogene Straße endete auf einem großen Platz, der weiß und rund wie das Zifferblatt einer Uhr war. In mir war alles so verworren, daß mich das Geradeauslaufen Kraft kostete. Djawids Antwort war wirr wie seine Augenbrauen:

»So bist du eben. Hat sie etwa nicht das Vermächtnis hinterlassen, daß du mindestens einmal im Monat zu ihrem Grab gehen und ein Gebet für sie sprechen sollst?«

Ich packte die Spitze eines Zweiges, die bis zu meiner Stirn herunterhing, und brach sie ab.

»Um die Seele meiner Großmutter brauchst du dich nicht zu sorgen. Sie ist auch so zufrieden. Ich gehe zu meiner Frau, die mir nach religiösem Gesetz angetraut wurde. Ich lebe als Schwiegersohn im Haus ihrer Eltern und bekomme meinen Unterhalt von ihnen. Meine Großmutter selbst hat unsere Ehe im Himmel geschlossen ... Wenn sie sieht, daß wir uns Tisch und Bett teilen, wird sich ihre Seele freuen.«

Um Djawid zu überzeugen, versuchte ich, die hohe zitterige Stimme meiner Großmutter nachzuahmen. Ich sagte:

»Sie selbst hat immer gesagt: Es ist mein einziger Wunsch, daß ihr euch Tisch und Bett teilt.«

Djawid wurde langsam ärgerlich. Mahtab, meine irdische Fee, gefiel ihm überhaupt nicht. Plötzlich drang mir der Rauch von Raute in Augen und Ohren, und ich begann zu husten. Ich sah Monawar-Chanom, die nackt, nur in den Rauchscheier gehüllt, tanzte. Djawid hielt sich hinter dem Vorhang aus Rauch verborgen. Noch bevor ich an dem Zifferblatt angekommen war, wollte ich in eine enge Gasse abbiegen, deren hohe Gebäude dem Sonnenlicht schon am Eingang den Weg versperrten. Meinen Rücken wandte ich einer versprengten Menge zu, die in schmutziger und abgetragener Kleidung durcheinanderlief. Sejjed Karim hatte gesagt: Diese Leute haben sich in der Hoffnung auf ein Wort Chomeinis auf den Weg nach Teheran gemacht. Für kostenloses Wohnen, Wasser und Strom! Djawid rief mir von der anderen Seite des Gehweges gehässig zu:

»Wenn du in dir keinen Stolz hast und im Haus deiner Schwiegereltern leben willst, bitte! Geh und tu es! Niemand wird dich daran hindern.«

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu und machte mich auf den Weg. Die bittere Wahrheit in seinen Worten spuckte ich wie giftige Galle auf den Boden, und hustend ließ ich die Biegung der Gasse hinter mir. In meinem Inneren gab es keinen Stolz. Aber bevor ich an der Front zu Kanonenfutter werden sollte, zöge ich es vor, ohne Stolz zu sein. Ich wußte nicht, was Djawid mit einer stolzen Leiche hätte tun wollen. Plötzlich wurde ich am Arm gezogen. Eine Frau packte mich am Handgelenk. Ich hatte Angst, es könnte meine Großmutter sein, die aus Sorge darüber, daß ihre Seele allein gelassen würde, unruhig geworden wäre und mich um jeden Preis vom Weggehen abhalten wollte. Aber sie war es nicht. Ich beruhigte mich wieder. Vor meinen Augen tauchte ein blauer Stern auf. Er war auf der zerfurchten Stirn der Frau eintätowiert, die meine Hand gegriffen hatte. Die Hand war dunkelrot und rauh wie Sandpapier. Mit stockender Stimme sagte sie:

»Ich wußte, daß ich dich noch treffen würde. Ich warte schon sehr lange auf dich. Nun bist du doch noch gekommen.«

Die Gasse lag gänzlich im Schatten, und es gab kaum Platz zwischen den verwinkelten hohen Häusern. Ich entzog ihr meine Hand und herrschte sie an:

»Geh Schwester, geh weg. Gott gebe dir dein täglich Brot irgendwo anders.«

Die Frau ergriff wieder meine Hand. Erst jetzt bemerkte ich ein Kind, das an ihrem Hals hing und dessen rosige Wangen im Schatten bläulich schimmerten. Das nachlässig umgebundene weiße Kopftuch bedeckte nur ihren Hals. Schwarze Haarsträhnen fielen ihr wirr ins Gesicht. Sie streichelte meine Hand und sagte:

»Wenn du wüßtest, was ich über dich weiß, würdest du das nicht sagen. Dinge, von denen du selbst keine Ahnung hast, die noch gar nicht geschehen sind. Aus deiner Zukunft ...«

Meine Zukunft lag bereits hinter mir. Niederlage um Niederlage. Man konnte sie nicht nur in meiner Hand, sondern auch an den tiefen Furchen auf meiner Stirn ablesen, ganz zu schweigen von den blauen Flecken und den Wunden, die die Zeit auf meinem Körper hinterlassen hatte. Die Hellseherin war schon dabei, meine Hand mit Schmirgelpapier einzureiben. Das Kind schluchzte auf, und indem die Frau sanft mit der Faust auf seinen Rücken klopfte, beruhigte es sich wieder. Rasselnd setzte sie ihre Bratspieße, Siebe und Drahtkörbchen auf der Erde ab und zog mich in die Mitte der sonnenlosen Gasse. Ich schrie sie an:

»Laß mich in Ruhe, Frau! Ich habe kein Geld. Hau ab!«

Als sie meine Faust öffnete, stieg ein warmer Metallgeruch auf. Mit einem Zipfel vom Hemdchen ihres Kindes wischte sie den schmutzigen Schweiß aus den Furchen meiner Hand. Sie sagte:

»Ich arbeite nicht immer für Geld. Du hast mir gefallen. Ich möchte sehen, was für ein Schicksal du hast.«

Sie zog ihre Brauen hoch und legte ihre Stirn in Falten. Der Schatten ihrer langen Wimpern legte sich dunkel auf ihre roten Wangen.

Aufgeregt sagte sie:

»Deine Chancen stehen gut. Dein Leben ist voller Ereignisse. So steht's hier. Eine Frau hat ihre Augen immer auf deinem Weg. Aber du gehst auf eine weite Reise ... Auch das ist hier zu lesen. Das Geld liegt für dich auf der Straße. Du mußt dich nur bücken und es aufheben. Wenn du auf deinen Kopf gut aufpaßt, wirst du es schaffen! Das ist deutlich hier abgezeichnet. Nicht, daß du denkst, ich habe mir das alles ausgedacht ...«

Djawid packte die Frau an der Schulter und zog sie mit einem Ruck weg. Das Kind plärrte wieder. Drohend schrie er:

»Hau ab, bevor ich den Pasdaran* Bescheid gebe.«

Die Frau legte sich das Kind auf die gebeugte Schulter und schenkte Djawid keine Beachtung. Sie hielt mir ihre dunkelrote flache Hand hin und forderte in drohendem Tonfall:

»Gib mir mein Geld. Ich habe dir doch nicht umsonst die Zukunft vorhergesagt. Gib mir wenigstens soviel, damit ich für das Kind etwas zu essen besorgen kann!«

Während das Kind plärrte, umkreiste mich Djawid und schob mich hin zum sonnenbeschienenen Ausgang der Gasse. Mit wütenden Drohungen versuchte er, die Flüche der Frau abzuwürgen, die sie gegen uns beide ausstieß. Je weiter wir uns entfernten, desto mehr ließ auch der Geruch nach Milch und dem Rauch der Raute nach. Am Ende der Gasse fiel mein Blick auf den Grund des Wassergrabens, der silberhell war. Ich griff in meine Tasche, zog eine warme und metallisch riechende Münze heraus und drehte sie in den wirren Runzeln meiner Handfläche, die die Straßen meiner langen und weiten Reise mit Geld pflastern sollten. Während Djawid mich vorwärts schob, sagte ich:

»Mensch, laß sie doch! Leg dich doch nicht mit den Zigeunern an.«

Über den Kopf warf ich der Hellseherin die glänzende Münze zu.

Sejjed Karim drehte sich auf dem Bett herum, und als sein Blick auf mich fiel, sagte er:

»Sitz gerade, Junge! Sonst bekommst du noch einen Bukkel, he!«

Ich hatte mich daran gewöhnt, so zusammengekauert zu sitzen. Die Ellenbogen stützte ich auf die Knie, und mit gekrümmtem Rücken starrte ich auf irgendeinen Punkt. Alle dachten, ich sei weit weg in einer fremden Welt. Aber ich war da. Obwohl ich es nicht sein wollte. Es war kaum Platz. Der Bus war immer voll. Sogar auf den hinteren Schutzblechen und Trittbrettern standen Leute. Sobald meine Großmutter in den Bus stieg, hängte sie sich an alles, was in ihrer Reichweite war, Zöpfe, lockere Gürtel, den leeren Ärmel einer Jacke ..., aber niemals berührte sie den Körper eines Menschen. Für sie waren das alles Fremde, denen man nicht zu nahe kam. Mir hatte sie befohlen, nicht zuzulassen, daß mich jemand berührte, insbesondere Männer. Aber das war unmöglich. Der schmale Durchgang, den die Passagiere für sie öffneten, indem sie sich dünn machten, schloß sich wieder, sobald sie sich auf dem Sitzplatz niedergelassen hatte, der ihr wegen des Alters angeboten worden war, und ich, der ich wie der Saum ihres schwarzen Tschadors hinter ihr her kroch, wurde unterwegs von Wänden aus Fleisch festgehalten. Aus Luftmangel liefen meine Lippen blau an. Wenn es in dieser fleischigen Grube auch nur einen Hauch von Luft gegeben hätte, ich hätte es dennoch vorgezogen, ihn nicht einzuatmen. Den Körpern und der Kleidung der Fahrgäste entströmten tausend verschiedene verwirrende Gerüche, nach Schlachtereier, Schuhmacherei, Färberei, nach Milch ... und alles brodelte in

der betäubenden Hitze, die so heiß war wie das Schmiedefeuer in der Schahpur-Gasse.

»Ich gehe nicht mehr mit Ihnen ins Krankenhaus, Großmutter!«

Sie ließ sich unter dem gewaltigen Eukalyptusbaum nieder, der den halben Hof beschattete, und starrte mich mit ihren blauen, tränenden Augen an. Erstaunt fragte sie:

»Aber warum denn, mein Junge? Alle Kinder in deinem Alter mögen es, mit dem Bus in der Stadt herumzufahren ...«

»Aber ich nicht! Nicht einmal einen Fahrschein kaufen Sie für mich ... Immer feilschen Sie mit dem Gehilfen des Busfahrers: Das ist doch noch ein Kind! Das ist kein Mensch ... er braucht kein Ticket!«

Meine Großmutter fühlte sich beleidigt. Sie klappte ihr Gebetbuch zu und legte es auf das Tuch, auf dem sie kniete. In der Hand hielt sie noch ihre Gebetskette aus Bernstein. Um Unglück durch Dämonen und Teufel abzuwehren, pustete sie rings um sich, wenn sie gebetet hatte. Sie sagte:

»Welchen Unterschied macht das schon für dich?! Muß man denn gleich aus einer Mücke einen Elefanten machen? Du fährst mit oder ohne Fahrschein im Bus mit!« Sie verschob die Gurkenschalen, die sie abgehobelt und sich zur Kühlung auf den Kopf gelegt hatte, und ohne daß ich ein Wort gesagt hätte, hatte sie ihre Meinung geändert:

»Also gut! Von jetzt an kaufe ich für dich auch einen Fahrschein ...«

»Aber ich gehe nicht mehr mit Ihnen ins Krankenhaus ...«

»Warum, mein Junge? Möchtest du etwa, daß ich das letzte bißchen Augenlicht auch noch verliere?«

In ihrem dünnen weißen Kleid unter dem Blätterdach des Eukalyptusbaumes sah sie aus wie eine Braut, die ihren Falten im Gesicht selbst nicht glaubte.

»Nein! Aber ich halte es nicht mehr aus, dort im Zimmer zu bleiben und zuzusehen, wie diese Männer Nadeln in Ihren Augapfel stechen ...«

»... Wenn du im Zimmer bist, spüre ich den Schmerz nicht so sehr ...«

Mit einem Satz sprang ich auf und hängte mich an den

Baumstamm. Er war so dick, daß meine Arme ihn nur mit Mühe umfassen konnten.

»Nein, ich kann nicht ... ich komme nicht mit!«

Die Großmutter kam mir entgegen. Sie sagte:

»Gut. Dann bleib vor der Tür. Komm nicht rein.«

»Nein! Ich komme nicht mit. Es reicht mir!«

Ich klammerte mich mit den Fußsohlen an den rauhen Baumstamm, um nicht zu fallen. Zuerst ließ ich meine Füße nach oben gleiten, dann zog ich den Körper nach. Ich wollte bis zur Spitze des höchsten Astes klettern, dort hin, wo die Sonne den Schopf des Baumes gelb färbte und die Wespen ihn summend umkreisten ...

Die Großmutter brummte:

»Was sind das doch für Zeiten, he ...! Jetzt muß man schon Leute um Hilfe bitten, die man sonst nicht beachtet! ...«

Aber ich wollte sie nicht mehr begleiten. Nicht deshalb, weil sie allen laut erzählte, daß ich kein Mensch sei. Nicht, weil meine Knie zu zittern begannen, wenn ihr die Spritze in die Augäpfel gegeben wurde, und mir bittere Galle gluckernd bis in die Kehle stieg. Es war wegen einer Sache, die ich ihr nicht sagen konnte. Es war wegen der Männer, denen ich nicht zu nahe kommen sollte! Männer, die sich mit einer Hand an der Stange im Bus festhielten und sich fortwährend an mich drückten. Wenn ich es nicht mehr ertragen konnte, hob ich mühevoll meinen Kopf, um zu sehen, was sie wollten. Aber sie schauten mich nicht an. Sie reckten ihr Kinn in die Luft und taten so, als ob ihre Gedanken irgendwo anders seien. Sosehr ich versuchte, ihren Blick aufzufangen, es hatte keinen Zweck. Schließlich begann mir der Nacken wehzutun und so senkte ich meinen Kopf wieder. Der Geruch nach Hammelschwanz machte mich benommen. Aber die Eidechsen, die diese Männer in ihren Hosen verborgen hatten, hörten nicht auf zu zappeln. Wäre der Bus nicht so voll gewesen, hätte ich vor Angst zu weinen begonnen. Je kleiner ich mich machte, desto größer wurden die Eidechsen! Wenn ich nicht mehr aus noch ein wußte, rutschte ich langsam im Bus nach hinten. Dann ertönte die Stimme meiner Großmutter. Sie packte meinen Arm und setzte mich auf ihren Schoß. Ich verging vor Scham und murrte:

»Nein. Ich will nicht ... Lassen Sie mich runter! Ich bin doch kein Mädchen, das auf Ihrem Schoß sitzen muß! ...«

Ich stieg einen Ast höher und war genauso groß wie der Dattelpflaumenbaum. Der Duft der reifen Früchte war betörend. Alle hatten eine orange Farbe angenommen. Die Krähen rissen mit ihren spitzen Schnäbeln ihre Haut auf und zerrten das gelbe Herz der Früchte heraus.

»... Du machst doch nur Unfug. Bleibst nicht an deinem Platz ... läufst im Bus herum ... Was soll ich machen, wenn du verlorengest? Ich nehme dich mit, damit du für mich siehst, nicht damit ich mich ärgere!«

»Nein! ... Ich komme nicht mehr mit.«

Die Großmutter beruhigte sich wieder.

»Gut, wenn du versprichst, dich nicht von meiner Seite zu rühren, setze ich dich nicht mehr auf meinen Schoß.«

»Nein! ... Das ist mir peinlich.«

»Ach was! Gott bewahre! Red keinen Unsinn! ... Willst du Dreikäsehoch mir etwa Anweisungen geben?«

Meine Großmutter hatte sich dermaßen aufgeregt, daß ihre schönen blauen Augen schielten und ihre falschen Zähne klapperten. Sie reckte wie der Erzengel Gabriel eine Hand gen Himmel und flehte Gott an, ihre Qualen und ihr Unglück zu bezeugen:

»O Gott! Mache keinen Menschen wie mich abhängig von solchen Schurken!«

Interessiert schaute ich einer Wespe zu, die um den Kopf einer Krähe schwirrte, die wiederum mit ihrem Schnabel ins Innere einer reifen Dattelpflaume eingedrungen war. Ich vergaß die Großmutter, das Krankenhaus und sogar die Eidechsen, die mich manchmal bis in den Schlaf hinein verfolgten. Ich zögerte, ob ich die Wespe vertreiben sollte, damit sie die Krähe nicht sticht, oder die Krähe, damit sie von der Dattelpflaume abläßt. Die Entscheidung war schwer. Die Sonne schob sich durch die Blätter des Eukalyptusbaumes und rückte langsam den Ast beiseite, in dessen Schatten ich stand. Mein Gehirn brodelte, als auf einmal ein Schrei des Großvaters ertönte.

»He ... du Eidechse! Wer hat dir gesagt, daß du da hinauf sollst?«

»Die Eidechse« war ich. Ängstlich zitternd sagte ich:

» ... Ich wollte die Krähen vertreiben, damit sie die Dattelpflaumen ...«

»Du niedrige Kreatur! ... Komm runter!«

Ganz still kletterte ich herunter. Der Großvater drohte mir so laut, daß alle Nachbarn es hören konnten. Er sagte, ich sei überhaupt kein Mensch. Ich sei ein seltsames Tier, das nichts anderes gelernt habe, als eine arme alte Frau zu quälen. Ich sei noch hundertmal schlimmer als mein nichtsnutziger Vater und wenn ich den Unsinn nicht sein lasse, wird er mich in Stücke reißen, damit ich nicht mehr aufstehen kann. Schließlich ordnete er an:

»Was auch immer deine Großmutter sagt, du gehst ohne Wenn und Aber mit ... es gibt kein Nein. Sonst schlage ich diesen Stock kurz und klein auf dir. Hast du mich verstanden?«

Ich hatte gut verstanden.

Zu Sejjed Karim, der jetzt wie eine Zypresse im Fensterahmen des Hotelzimmers stand, sagte ich:

»Sie brauchen sich nicht zu sorgen, daß ich einen Buckel bekomme ... Eine Figur wie die meinige finden Sie im ganzen Land nicht noch einmal!«

Spöttisch erwiderte er:

»Fürwahr, wenn der sagenhafte Rostam* lebte, würde er dich um deinen kräftigen Nacken beneiden ... Jetzt steh auf, nimm die Schüssel und hol von Ali, dem Türken, am Ende der Gasse ein Pfund Joghurt ...«

Ich wußte, warum er mich wegschickte. Bestimmt hatte sich seine Eidechse geregt. Für eine Weile mußte ich den grausamen Sejjed mit meiner adretten Tante alleinlassen. Ich sehnte mich so nach dem Eukalyptusbaum in unserem Hof. Ich richtete mich auf und sagte:

»Geld ...«

Meine Tante suchte eine Zeitlang vergeblich in ihren Taschen und schaute schließlich mit ihren blaugrünen, Zuneigung erheischenden Augen zu Sejjed Karim.

»Hast du Kleingeld in deinen Taschen, Karim?«

»Für dich findet sich alles bei mir, meine Liebe!«

Als er seine Hosentaschen durchsuchte, machte er sich ein paarmal an seiner Eidechse zu schaffen. Er zog seine Windjacke davor. Unter seinen Achseln stank es wie in der Gosse. Beim Suchen fragte er:

»Hast du von der Familie den Vorschuß für diese Sache noch nicht bekommen?«

Meine Tante gab ihm mit ihrer Mimik zu verstehen, daß er in meiner Gegenwart nicht über diese »Sache« sprechen soll. Aber ich wußte über vieles Bescheid. Auch Fachri-Chanom hatte ich gesehen. Sie besaß einen cremefarbenen Peugeot mit einem Schiebedach, den sie immer eine Straße vom Hotel entfernt parkte. Ich wünschte mir sehr, eines Tages darin zu sitzen und den Schariati-Boulevard hinauf mit Vollgas in Richtung Demawand zu brausen. Das wäre eine tolle Sache, besser als in die Krone des Eukalyptusbaumes zu klettern! Das Größte wäre, wenn ich fern von den Blicken der Pasdaran ein wenig meine Haare verstrubbeln könnte. Der Wind würde durch meinen Haarschopf fahren und die Stirn mit wirren Locken bedecken. Eine Sonnenbrille mußte ich mir auch kaufen. Sobald ich einen richtigen Bart bekäme, wollte ich jeden Tag nach dem Rasieren mein Gesicht eincremen, damit meine Wangen und mein Kinn wie bei dem Mann von der Nivea-After-Shave-Werbung glänzten.

Sie würden dann wie zwei zusammengepreßte Felsen hart und glänzend erscheinen. Ich mußte noch lernen, ständig finster zu blicken. Mit den zerzausten Haaren, der Sonnenbrille und dem zusammengepreßten Kiefer, wie großartig würde ich aussehen! ...

Der Schweißgeruch von Sejjed Karims Windjacke widerte mich an. Wie der Schlag einer Uhr meldete sich der Hunger in meinem Bauch. Ich stand auf und fragte:

»Wollt ihr nun Joghurt oder nicht?«

Sejjed Karim erwiderte gereizt:

»Warte eine Minute. Siehst du denn nicht, daß wir uns unterhalten?«

Natürlich sah ich es. Ich wandte meinen Kopf und schaute zur überdachten Terrasse am Haus meiner Großmutter. Sie lag völlig im Schatten. Aber im Zimmer war es ganz hell. Alle

außer mir saßen beim Essen. Ich schaute ihnen durch den Türrahmen zu. Es schien, als ob sie sich auf einer klaren Wasserfläche spiegelten. Mein Großvater hob seinen Kopf von der Suppenschüssel mit den Brotstückchen und sagte:

»Er ist so eingebildet, daß er seinem Arsch sagt, folge mir nicht, du stinkst ... eben der Sohn seines nichtsnutzigen Vaters.«

Durch den Türrahmen sah ich, wie meine Mutter einige Radieschen aus dem Korb mit dem Grünzeug nahm und auf einen Teller legte. Beschwichtigend sagte sie:

» ... Aber Vater! Was erwarten Sie denn von einem Kind ...«

»Du brauchst ihm nichts zu essen bringen ... Der muß solange hungern, bis er vergißt, solchen Unfug zu reden ... Hast du nicht gehört, wie er diese arme alte Frau gequält hat?«

Meine Mutter war weiter damit beschäftigt, ein Tablett mit Essen für mich vorzubereiten. Der Joghurt, den sie mir hinstellte, war zu wenig! Bedächtig hob ich einen Stein auf und warf ihn mit aller Kraft in Richtung der Krähe, die gedankenlos das Fruchtfleisch der Dattelpflaume zerfetzte. Wenn der Stein doch ihren Kopf treffen und das Gehirn zerschmettern würde. Das Spiegelbild vom Eßzimmer schwamm im Wasserbecken. Mein Stein verfehlte sein Ziel und zerriß den Bauch der reifen Frucht. Bevor sie auf den Boden klatschte, flog die Krähe mit orangefarbenem Schnabel auf und ließ sich auf demselben Ast nieder, von dem mich der Großvater vor einer Stunde herunter gezerzt hatte. Meine Mutter wußte nicht, wie sie mich verteidigen sollte. Sie sagte noch einmal:

»Ach Vater, seien Sie nicht so streng ... er ist doch noch ein Kind ...«

Das Tageslicht verharrte reglos im Zimmer. Der Großvater neigte sich wieder über seine Suppenschüssel. Ich legte meinen Kopf auf das Gesims der Terrasse zwischen zwei Blumenkübel mit Jasmin, stellte mich schlafend und begann zu schnarchen. Ich hatte keine Lust auf diese Streitereien. In meiner Phantasie setzte ich mich neben die Krähe auf den dünnen Ast. Ich wollte ihr eine Schnur um die Füße binden, damit sie mir gehörte. Aber sie war schneller als ich. Sie zog ihren geputzten Schnabel unter den Flügeln hervor und flog,

ohne mich eines Blickes zu würdigen, auf und davon. Der Großvater sagte ein letztes Mal:

»Wenn er ein Kind ist, muß er aufs Wort hören. Wenn er groß ist, soll er sich selbst Geld beschaffen und seinen Bauch füllen ... Er ist wie sein schmarotzender Vater. Er führt sich auf, als ob er nach sieben blinden Töchtern auf die Welt gekommen wäre ...«

Dann schob er seinen Stock begierig unter das Tablett mit meinem Essen und kippte es mit einer Bewegung um. Er sagte:

»Ich mache schon noch einen Menschen aus diesem Bur-schen!«

Sejjed Karim trat aus dem Fensterrahmen und stand vor der Kommode. Seine Windjacke hatte er ausgezogen, und die Hände in seiner Hosentasche klimperten mit einigen Münzen. Er rülpste geräuschvoll und der üble Geruch von gekochtem Kohl breitete sich aus. An meine kokette Tante gewandt sagte er:

»Du mußt sehen, daß du ein bißchen Geld von ihnen bekommst ... So geht das nicht ...«

»Aber wie denn, nach der Lüge, die du ihnen aufgetischt hast?«

»Welche Lüge? Ich habe alles mögliche versucht. Aber es hat nicht geklappt.«

»Und ob du alles mögliche versucht hast! Begreif bloß, daß deine Lügen nichts wert sind.«

»Sag ihnen, daß er umgebracht werden soll.«

»Was für eine originelle Idee! Wer bezahlt denn für eine Leiche?«

Ich brauchte auch Geld. Mir wäre es egal, ob ich es für eine Leiche bekäme oder für einen leeren Sarg. Mein Problem bestand darin, daß ich nicht wußte, über welche Leiche der grausame Sejjed und meine verführerische Tante sprachen. Er wechselte seinen Platz, stellte sich, noch immer mit den Händen in der Tasche, vor den Spiegel und schrie meine Tante an:

»Aber das ist eine vertrauliche Nachricht. Das mußt du ihnen sagen!«

Ich konnte sein Geschrei nicht mehr ertragen. Wenn ich meine Krähe gefangen hätte, hätte ich ihr jetzt die Flügel auf dem Rücken zusammenhalten und sie ihm vor seine platte Nase halten können. Damit sie sich ordentlich um unseren Sejjed kümmerte, war ich bereit, ihr auch einen Flügel zu brechen. Dann würde sie ihm laut ins Gesicht schreien und ihn vor Angst vergehen lassen. Meine Tante sagte:

»Ich habe getan, was ich konnte. Aber ...«

Sie hatte recht. Als sie Fachri-Chanom das erste Mal traf, war ich dabei. Wir hatten vereinbart, ins Geschäft von Moradi zu gehen und uns die Sonnenbrillen anzusehen. Ich stand unter dem Vordach eines Ladens, um nicht vom Regen durchnäßt zu werden, und Fachri-Chanom saß in ihrem warmen und gut gepolsterten cremefarbenen Peugeot. Die Blicke von uns beiden waren auf dieselbe Stelle gerichtet, eine halboffene Tür, über der eine farbige Tafel blinkte, so daß die dicken Regentropfen bunt gefärbt wurden. Dort war ein Damenfriseur. Ich wartete auf meine Tante, die jetzt vielleicht damit beschäftigt war, ihre Nägel zu lackieren, während sie unter der Trockenhaube saß und mich, mit gekrümmtem Rücken und schlechtgelaunt unter dem Vordach stehend, völlig vergessen hatte. Womöglich hatte meine liebe Tante unsere Verabredung vergessen. Ich dachte an meinen Eukalyptusbaum, den ich nach unserem Rauswurf aus dem Haus der Großmutter überhaupt nicht mehr sehen durfte. Vielleicht war er inzwischen völlig vertrocknet.

Plötzlich setzten sich die Scheibenwischer des Peugeot in Bewegung und schoben quietschend den Regen hin und her, der an den Scheiben hinunterlief. Die Frau hatte sich auf das Lenkrad gestützt und hielt sich eine Hand vor die Stirn. Ihr starrer Blick zerriß die abendliche Dunkelheit. Der Knoten ihres Kopftuches saß locker. Wenn sie die Pasdaran so überrascht hätten, wäre ihr für die wirren Haare auf ihrer Stirn eine Strafe im Wert von fünf Sonnenbrillen in ausgezeichneter Qualität auferlegt worden. Ich heftete meinen Blick auf die Nylonfäden, die vom Himmel herabhangen und krächzte ungeduldig in Richtung des Friseurladens: Komm. Komm.

Scheinbar hörte meine Tante das Krächzen sofort. Denn im nächsten Moment erschien sie in der Tür mit aufgedonnernten Haaren, die sie wie einen Ballon unter ihrem Kopftuch versteckt hatte. Sie war nicht allein. Eine andere Frau trat zu ihr, deren Gesicht von der Dunkelheit verhüllt wurde. Diese hielt sich mit der einen Hand eine Tasche über den Kopf, und mit der anderen hing sie am Handgelenk meiner Tante und zog sie zu dem Peugeot. Am trippelnden Gang der Tante war zu erkennen, daß sie so tun wollte, als sei es ihr unangenehm, dieser Frau zu folgen. Sie zierte sich und tat so, als sei es eben von Gott gewollt, daß sie jemand in dieser Dunkelheit und Kälte in sein Auto setzte und davor bewahrte, in der Schlange an der Bushaltestelle stehen zu müssen.

Immer noch das Gelenk meiner Tante umklammernd, beugte sich die Frau zum vorderen Fenster des Peugeot hinab. Meine Tante warf einen flüchtigen Blick um sich, und obwohl ich einen Schritt unter dem Vordach des Geschäfts hervortrat, sah sie über mich hinweg. Sie öffnete die Autotür. Mich packte die Angst. Wenn ich mich zu spät rührte, mußte ich den ganzen Weg zum Hotel im strömenden Regen zu Fuß zurücklegen. Wieder rief ich mit der Stimme meiner Krähe: Wohin? Wohin?

Dieses Mal hörte meine Tante nicht. Schnell hängte ich mir meine Jacke über den Kopf, rannte durch den Regen und warf mich auf den Rücksitz des Peugeot. Statt sich mir zuzuwenden, widmete meine Tante sich der Schilderung meines Schicksals. In blumigen Worten erzählte sie, daß es auf der ganzen Welt kein unglücklicheres und verlasseneres Wesen als mich gäbe und sie mein einziger Schutz sei! Ich sagte mir, sollen diese Frauen doch denken, daß ich vor Hunger umkäme, wenn meine Tante nicht wäre. Ich kroch noch tiefer in meinen Sitz hinein und merkte nicht, wann sie endete zu reden. Nach einer Weile hörte ich sie zu mir sagen:

»Sitz gerade! Zieh wenigstens deine Rotznase hoch ...«

Ich tat, wie mir geheißen. Aber niemand beachtete mich mehr. Nur manchmal startete mich Fachri-Chanom durch das graue Licht im Rückspiegel an. Sobald sie eine Gelegenheit fand, brach sie in Tränen aus. Wenn ihre Schwester sie nicht

daran erinnert hätte, einen anderen Gang einzulegen, hätte sie so viel Gas gegeben, daß der Motor explodiert wäre. Sie war völlig durcheinander. Anstatt den Scheibenwischer zu beschleunigen, schaltete sie den Blinker ein, und anstatt die Heizung einzuschalten, öffnete sie die Klappen für die Frischluftzufuhr. Sie drehte ihren Kopf nach links und sagte: «Das letzte Mal habe ich ihn an dieser Kreuzung gesehen, huuu, huuu.» Sie schaute nach rechts und bemerkte: «Seine Winterschuhe habe ich in diesem Laden gekauft, huuu, huuu.» Meine Tante tröstete sie:

»Jetzt quäl dich doch nicht so, liebe Fachri-Chanom. Es wird schon werden. Wir werden schon einen Weg finden, ihn zu retten. Ich kenne viele von der Moschee hier im Viertel.«

Sie hatte recht. Viele in der Moschee des Viertels kannten sie. Aber niemand außer dem gewissenlosen Hadji Moschiri konnte sie leiden. Die Schwester hielt Fachri-Chanom das letzte Papiertaschentuch unter die Nase und sagte:

»Was heißt kennen, ich kenne auch viele Leute. Das wichtigste ist das Komitee. Wir müssen eine einflußreiche Person im Komitee finden.«

Die Regentropfen fielen ununterbrochen wie das Ticken einer Uhr auf die Fensterscheiben und vermischten den Friseurgeruch, der sich im dunklen Auto verbreitet hatte, mit dem Geruch nach Feuchtigkeit. Die Straße war bis zum Eingang des Hotels ruhig und leer.

Beim Aussteigen sagte meine Tante:

»Moschee oder Komitee, das macht keinen großen Unterschied. Wir müssen nur sehen, daß ...«

Sie verschluckte den Rest ihrer Worte und, als ob alle ihrer Idee zugestimmt hätten, fügte sie hinzu:

»Das ist meine Sache. Es kostet nur eine Kleinigkeit. Aber das wissen Sie doch am besten.«

Fachri-Chanom begann heftig zu schluchzen. Ihre Schwester sagte fast schreiend:

»Was immer Sie tun, wir sind Ihnen sehr dankbar, meine liebe Schahla-Chanom. Sie sehen doch, sie macht sich selbst fertig. Hoffentlich können wir es Ihnen eines Tages vergelten!«

Sejjed Karim stand immer noch vor dem Spiegel. Wann immer er uns besuchen kam, verbrachte er die meiste Zeit auf dem Bett oder vor dem Spiegel, auf dem Bett mit meiner eiteln Tante und vor dem Spiegel, wenn er verstohlen seine Statur und seine Augen musterte und sich an seiner Männlichkeit ergötzte. Er wendete sich vom Spiegel ab und sagte ungeduldig:

»Man muß etwas unternehmen.«

Meine Tante verfolgte Sejjed Karim gleichgültig mit dem Blick bis zum Telefon. Dann begann sie sich ihre Nägel zu lackieren. Erfreulicherweise hatten mich beide vergessen. Er wählte eine Nummer und stand mit dem Hörer in der Hand mitten im Zimmer. Sehr gern hätte ich ein Kinderfoto von ihm gesehen. Mit diesem dreieckigen Gesicht, den breiten Augenbrauen und der platten Nase sah er einer Fliege sehr ähnlich. Als die Verbindung zustande kam, erkundigte er sich eine Weile nach dem Befinden. Er lachte scheinheilig. Dann klemmte er sich den Hörer an den Mund und summt eine Zeitlang wie eine Fliege. Ich setzte mich gerade hin, um zu sehen, wie sich sein Gesicht veränderte. Als er den Hörer auflegte, wußte er nicht, ob er froh oder traurig sein sollte. Zu meiner Tante sagte er:

»Es geht dem Typ wirklich sehr schlecht.«

Und weil es keinen freien Stuhl im Zimmer gab, setzte er sich auf meine Bettkante. Still und leise rückte ich ein wenig zurück und starrte auf den Boden.

»Wir müssen so schnell wie möglich anfangen.«

Auch meine Tante war neugierig geworden. Sie schraubte den Nagellack zu und während sie ihre Hände mit abgespreizten Fingern in die Luft hielt, setzte sie sich neben Karim. Bevor sie mich bemerken würden, sollte ich mir einen anderen Platz suchen.

»Was heißt das?«

»Das bedeutet, wenn wir uns nicht richtig anstrengen, war alles umsonst, was wir bisher getan haben!«

An den zusammengekniffenen blaugrünen Augen meiner Tante war zu erkennen, daß sie den Satz des Verschwörers Karim-Agha für sich wiederholte, um den Sinn zu verstehen. Nach einer Weile kam ein langgezogenes »Hmmm« aus ihrer

Kehle. Indem sie auf ihre lackierten Nägel pustete, fragte sie stockend:

»Aber ... haben sie ... ihn denn ... umgebracht?«

»Was weiß ich!«

»Na dann frag doch!«

»Wen denn? Etwa diese Hure? Dieses nichtsnutzige Gesindel, das glaubt, wenn man ihm eine Kalaschnikow in die Hand gibt, stellt es etwas dar?«

Sejjed Karim war sehr aufgebracht. Er sprang hoch und versetzte dem Bett einen Fußtritt. Plötzlich fiel sein Blick auf mich. Er brüllte:

»Hab ich nicht gesagt, daß du eine Schüssel Joghurt kaufen sollst? Du ißt und schläfst und mätest nur deinen faulen Wanst. Ich schicke dich noch an die Front, damit du ein Mann wirst!«

Ich reagierte sehr spät. Damit es nicht noch später wurde, stand ich auf, und ohne noch einmal vom Geld zu sprechen, verließ ich das Zimmer.

Drinne sagte Sejjed Karim zu meiner Tante:

»Wir müssen ihr Vertrauen wieder gewinnen! Ruf sofort Fachri-Chanom an und sag ihr, daß das Objekt bereit ist. Wir beginnen bald mit der Operation ...«

Meine Tante fragte erstaunt:

»Welches Objekt und was für eine Operation?«

Sejjed Karim schnalzte laut in ihre Richtung und redete wie ein Betrunkener:

»Komm her meine Liebe, komm! ... Tu, was ich dir sage! Ruf sie an und richte ihnen aus, was ich dir gesagt habe!«

Der Hotelkorridor war dunkel und stickig. Ich knipste den Lichtschalter ein paar Mal an und aus. Eine runde Lampe, die wie eine Spinne an der Decke klebte, flackerte einige Male auf, ging aber nicht an. Plötzlich tauchte der Kopf von Mohadjeri, dem Inhaber des Hotels, auf.

»Hallo, junger Mann! Hast du kein anderes Spielzeug, daß du hier mit dem Lichtschalter spielen mußt?«

Der kristallene Lampenschirm war dermaßen schmutzig, daß er fast schwarz wirkte. Spinnen hatten von einem Ende des Korridors zum anderen so dicke Fäden gesponnen, die

nicht einmal zerreißen würden, wenn sich zehn Krähen darauf setzten. Es roch überall nach feuchter Erde. Ich sagte:

»Er ist kaputt.«

»Was geht dich das an! Geh erst mal und sag deiner lieben Tante, daß sie ihre überfällige Miete zahlen soll, dann komm und beschwer dich über den Lichtschalter! Hau ab, mein Lieber! Entweder geh in euer Zimmer, oder schere dich auf die Straße!«

Ich scherte mich hinaus, weil meine Tante im Zimmer sicher damit beschäftigt war, die Eidechse des grausamen Sejjed zu besänftigen. Wieder einmal mußte ich bei Ali, dem Türken, Joghurt auf Kredit kaufen. Ich nahm meine Krähe mit und wenn Ali, der Türke, wieder seinen Mund verzog und sagte: «Auf Pump gebe ich nichts!«, könnte ich sie zu den Joghurtkrügen fliegen lassen, um sie dort mit den Worten meiner Großmutter »ihre Notdurft« verrichten zu lassen!

Meine Krähe ist geduldiger als ich. Ich muß mir hundert Listen ausdenken, damit sie einmal krächzt und sich für mich an anderen rächt. Sie verhält sich genauso wie Djawid. Ständig schaut er mit traurigen Augen hierhin und dorthin und sagt: »Was hat das für einen Sinn?« Eines Tages stelle ich mich vor die beiden hin und sage ihnen, daß der Sinn des Ganzen die Flucht aus dieser Hölle und die Ankunft bei Mahtab ist, das Bücken nach dem Geld, das wie Kies auf meinem Lebensweg liegt. Der Sinn der Sache ist, glücklich zu werden! Etwas zu finden, von dem man dachte, es für immer verloren zu haben, und auf einmal sieht man, daß es vor einem liegt. Ich mußte nur auf meinen Kopf aufpassen. Was hatte die Wahrsagerin damit wohl gemeint?

Ich stand da und war versunken in den Anblick meiner Krähe. Sie hatte ihren Kopf unter ihre schwarzen Flügel gesteckt und saß reglos und unbeirrt auf dem Baum. Meine Großmutter schrie:

»Los, Junge! Wohin starrst du in dieser Kälte und bei dem Schnee?«

Als ich wieder zu mir kam, war meine Großmutter verschwunden. Benommen von dem Permanganatgestank lief ich durch das ganze Krankenhaus und rief in allen Etagen

nach ihr. Aber nur die trostlosen Krähen antworteten mir, die aufgereiht auf den Telegrafendrähten im Krankenhausgarten hockten. Die Menschen versetzten mir einen freundschaftlichen Klaps in den Nacken und sagten, daß man auf dem Krankenhausgelände nicht herumschreien dürfe!

Verstört rannte ich zur Bushaltestelle. Gierig atmete ich die Schneeluft ein, um den Permanganatgeruch in meiner Nase loszuwerden. Es war schon gegen Abend, und von meiner Großmutter fehlte jede Spur. Wenn nicht alles voller Schnee und Schmutz gewesen wäre, hätte ich mich an den Wassergraben gesetzt und laut geweint und geschrien, damit sie mich fände.

Vor Angst und Verzweiflung stand ich am Rand des Fußgängerwegs. Der Schnee unter meinen Füßen war fest und voller Bosheit. Flimmernd schien er mit mir zu sprechen. Wenn ein Fußgänger vorüberging, warf er das Licht der durchbrochenen Lampe vom Stand des Rote-Beete-Verkäufers zurück. Wenn niemand vorüberging, verschluckte er es. Es schien, als wolle er sagen, das geschieht dir ganz recht. Warum hast du deine Großmutter so schikaniert? Warum hast du ihr Gebiß versteckt, so daß die arme alte Frau nichts essen konnte? Warum hast du die Brustbeeren gestohlen, die sie unter tausend Mühen aus Maschhad mitgebracht hatte? Warum hast du gestern, als sie einige getrocknete Limetten in die Mörserschale gegeben hatte, sie so in Wut versetzt, daß sie Herzbeschwerden bekam? Warum ...

Warum? Ich wußte es selbst nicht. Ich zertrampelte den Schnee unter den Füßen, damit er nicht immerzu fragte, und zog meine Nase hoch. Es war so kalt, daß mir ein Eisstückchen in die Kehle geriet. Unablässig liefen mir die Tränen übers Gesicht. Um mein Gewinsel im Halse zu ersticken, preßte ich die Lippen aufeinander. Ich schaute hinüber zu dem heißen Dampf, der von den gekochten roten Beeten aufstieg. In Gedanken an ihren süßen Saft starrte ich zu dem Bohnenverkäufer, der seinen Ofen ein paar Meter weiter auf einem fahrbaren Karren angeheizt hatte. Daneben war ein Stand, an dem es Kuttelflecke gab, der Mann goß mit einer Schöpfkelle schmutziges heißes Wasser auf die Hammeldärme. Wenn meine Großmutter da wäre, hätte sie mir von allem

eine Schale gekauft. Plötzlich ertönte die Stimme des Mannes mit den roten Beeten. Er rief:

»Junge, komm her ...«

Ich hatte Angst, denn ich dachte, daß ich wieder etwas angestellt hätte und er wollte mich bestrafen. Also drehte ich meinen Kopf weg und tat so, als hätte ich ihn überhaupt nicht gehört.

»Dich meine ich, Junge! Komm her ...«

Zögernd trat ich vor. Ich achtete auf seine Hand, damit ich schnell wegrennen könnte, wenn er sie gegen mich erhob. Oh Gott, laß meine Großmutter kommen!

»Bist du nicht der Enkel von dieser Hadjie*, die jede Woche zweimal ins Krankenhaus kommt?«

Ich zog meine Hände aus der Tasche, um besser wegrennen zu können und trat einen Schritt zurück. Warum hatte ich bloß wie ein Mädchen so dicht am Wasser gebaut ...? Woher kannte der Rote-Beete-Verkäufer überhaupt meine Großmutter?

»Du bist doch nicht etwa stumm, daß du nicht antwortest ...«

Ich trat noch einen Schritt zurück.

»Sehe ich so furchtbar aus, daß du vor mir erschrickst? ... Komm her, ich tu dir nichts. Ist diese blinde Frau deine Großmutter?«

Ich war gekränkt, blickte ihn herausfordernd an und sagte:

»Meine Großmutter ist nicht blind! Sie hat nur schwache Augen.«

Er warf sein kariertes Handtuch von einer Schulter auf die andere und entgegnete ungeduldig:

»Na, was auch immer. Gehört sie zu deiner Familie?«

Ich nickte. In der Hoffnung, daß er mir etwas von den roten Beeten gibt, schaute ich ihn an.

»Sieh mal an! Seinen großen Kopf bewegt er, aber er ist nicht bereit, seine Zunge zu rühren ...«

Er war nicht verärgert. Er hatte bloß keine Geduld. Mit Daumen und Zeigefinger wischte er sich den Rotz von der Nase und schleuderte ihn gegen die Wand. Als er seine Hand an der Hose abwischte, sagte er:

»Deine Großmutter war vor einer Minute hier. Sie läßt ausrichten, du sollst hierbleiben bis sie zurückkommt ...«

Vor Freude sprang ich hoch und packte ihn an den Händen. Jetzt kamen mir tatsächlich die Tränen. Wenn ich ein Mädchen wäre, hätte ich mich nicht so geschämt! Ich schrie:

»Wann? Wann? ...«

Er gab mir keine Antwort. Unverhofft war ein Kunde gekommen. Bevor er ihn bediente, wickelte er eine Portion rote Beete in Zeitungspapier und reichte sie mir. Ich war beruhigt, daß ich nicht verloren war. Mit den Rüben in der Hand trabte ich verwundert los. Der Bohnenverkäufer stellte sich mir in den Weg und sagte streng:

»Junge, bleib hier am Rote-Beete-Stand. Deine Großmutter sucht dich!«

Vor Aufregung konnte ich nicht stillstehen! Kaum hatte ich mich wieder ein paar Schritte davongemacht, als der Mann von dem Stand mit den Kuttelflecken vor mir auftauchte und die Worte des Bohnenverkäufers wiederholte. Auch die Laufburschen vom Naschwarenstand, vom Milchstand und dem Fleischer umringten mich und richteten mir dasselbe aus ... Als meine Großmutter schließlich mit ihrem schwarzen Tschador aus Crêpe de Chine aus der Dunkelheit des Abends trat, rannte ich Hals über Kopf zu ihr hin, umklammerte ihre Knie und küßte mit aller Kraft ihre Hände, die mich vom Boden hochziehen wollten. Mein Geschluchze hörte erst auf, als wir zu Hause ankamen. Dort erwartete uns das dicke Ende in Gestalt meines Großvaters. Mit seinem Stock schlug er mir fortwährend gegen die Brust, so daß ich mich krümmte.

Er fuhr mich an:

»Deine Sorte kenne ich gut. Du bist nach deinem nichts-nutzigen Vater geraten. Du bist der alten Frau davongelaufen und wolltest sie nur ärgern. Wolltest irgend etwas tun, damit du beim nächsten Mal nicht mehr mitkommen brauchst. Aber da bist du auf dem Holzweg. Egal was passiert, solange ich lebe, begleitest du sie zum Krankenhaus!«

Ich schaute bei allen Milchverkäufern der Ladenzeile nach Joghurt vorbei, aber ihre Krüge waren allesamt leer. Auch Ali, der Türke, öffnete in dem Geruch von Ingwer und Gelbwurz seinen schiefen Mund und sagte: Wir haben keinen! Ich

ging wieder auf die Straße zurück. Ins Hotel zu gehen, hielt ich nicht für sinnvoll. Meine eitle Tante konnte in dieser kurzen Zeit die Eidechse des grausamen Sejjed nicht beruhigt haben. Ich zog den Brief von Mahtab aus der Tasche und begann im Licht der Straßenlaterne, das wie ein Stück Blattgold auf dem Fußweg lag, zu lesen. Sie schrieb:

»Ohne dich / steht alles still / die Zeit / das Licht / das Leben. / Nur meine Liebe / ist noch mehr für dich entflammt / ich verbrenne im Feuer deiner Entfernung, / außer deinem Namen / singe ich kein anderes Lied / überall sehe ich dich, dein schönes Gesicht!«

Im Schaufenster von Moradis Fotoladen warf ich einen Blick auf mein schönes Gesicht. Meine Augen blitzten vor Freude. Still öffneten sich meine Lippen zu einem zufriedenen Lächeln. Anmutig zog ich meine rechte Augenbraue hoch, als mich ein Schlag auf den Rücken erschütterte. Es war der dicke Mustafa, der jetzt in der Moschee als ergebener Gefährte von Imam Hosein bekannt war. Er schlug mir noch einmal auf die Schulter und sagte:

»Du treibst dich allein herum, he! Während wir in der Moschee so viel zu tun haben ...«

Der Kopf auf meinem Körper bebte noch vom Schlag des ergebenen Gefährten, als ich antwortete:

»Ja, ich sehe schon. Du kommst vor lauter Arbeit um. Bist ja völlig vom Fleisch gefallen. Was hast du denn gemacht, lieber Mustafa?«

Den spöttischen Unterton in meinen Worten bemerkte er nicht. Er zog mich vom Schaufenster weg. Mein schönes Gesicht verschwand. Stolz sagte er:

»So ist es eben. Wie oft finden wir denn die Möglichkeit, die Stützpfeiler einer göttlichen Herrschaft auf der Erde zu errichten? Wenn solche unerschrockenen Kämpfer wie wir den historischen Augenblick nicht ausnutzen, müssen wir wieder tausendvierhundert Jahre warten!«

Man merkte, daß er in den ideologischen Schulungen gut aufgepaßt und die Phrasen von Scheich Chazal gelernt hatte. Er bemühte sich, sehr ernsthaft und gewählt zu sprechen. Ich äffte ihn nach:

»Gott der Erhabene vergelte es euch einmal im Diesseits und tausendmal im Jenseits!«

Er zog den Bund seiner Hose über den aufgeblähten Bauch und fragte:

»Was ist mit dir? Möchtest du nicht an der Belohnung im Jenseits teilhaben?«

»Ich bin mehr für eine Belohnung im Diesseits. Ich brauche Geld. Ich brauche es dringend, mehr als die Paradiesjungfrauen, die mir im Jenseits in die Arme fallen sollen.«

Der ergebene Gefährte wurde wieder der dicke Mustafa. Er warf sich den Riemen der Kalaschnikow über die Schulter und rieb sich die Hände:

»Ach mein Lieber, die Paradiesjungfrauen, die Paradiesjungfrauen! Ihretwegen bin ich bereit, in eine Kugel zu laufen. Was ist dagegen schon Geld. Komm morgen in die Moschee, dann gebe ich dir Geld soviel du willst. Du mußt nur etwas tun dafür. Du übernimmst eine Aufgabe, zum Beispiel in der Gruppe der Wagemutigen. Ja?«

Plötzlich verabschiedete sich Mustafa in strammer Haltung von mir und zog seinen Schatten, der wie ein langer runder Turm auf der Erde lag, mit sich fort. In Gedanken an eine irdische Belohnung und an mein schönes Gesicht ging ich wieder zu Moradis Fotoladen. Ich mußte mich ganz allein ohne die Gruppe der Wagemutigen und den ergebenen Gefährten Hoseins aus der Misere ziehen, damit mir meine irdische Fee Mahtab in dieser Welt in die Arme fällt. Wenn mein Lebensweg, auf dem das Geld wie Kies liegen sollte, in der Moschee von Hadji Moschiri und durch die Kalaschnikow von Mustafa sein Ende finden sollte, war es besser, wenn ich darauf verzichtete. Ich hätte nicht mit einem Gewehr und Munition umgehen können. Meine wirksamste Waffe war der spitze Hornschnabel meiner Krähe, die in einem Augenblick einen Feind lautlos aus dem Felde schlagen würde. Meine dunkelrote Handlerin hatte gesagt, ich sollte auf meinen Kopf aufpassen. Wenn ich mich den ergebenen Gefährten anschließen würde, würde ich ihn vielleicht aufs Spiel setzen. Nein, ich mußte einen anderen Weg finden, mich zu bücken und das Geld aufzusammeln. Aber was für einen Weg? An wen

könnte ich mich halten? Wen könnte ich um Rat fragen? Wie könnte ich herausfinden, was mit Fachri-Chanom los war? Was für einen Plan hatten Sejjed Karim und meine hinreißende Tante ausgeheckt für sie und die Leiche, von der ich nicht wußte, wem sie gehörte?

Ich schaute auf die verzerrten Fotos im Schaufenster von Moradis Laden. Sie widerten mich alle an. Die Männer hatten ihren Mund geöffnet, und über ihren Lippen stieg ein dichter Schnauzbart empor. Alle meine mir bekannten und unbekannten Onkel hatten einen Schnauzbart. Es waren sieben und sie hatten drei Väter. Meine Großmutter war der gemeinsame Ursprung dieser zehn Helden. Wenn Monawar-Chanom sie necken wollte, fing sie von ihren heldenhaften Ehemännern und Söhnen an. Meine Großmutter seufzte auf und sagte beschämt:

»Ach, Gott behüte! Zehn stämmige Kerle mit Schnauzbärten bis zu den Ohren! Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn mir Gott nicht zum Schluß noch diese eine Tochter geschenkt hätte.«

Als meine Großmutter das letzte Mal krank wurde und sich ins Bett legte, rief sie mich, damit ich mich neben sie setzte und ihr die Fotoalben zeigte. Sie wollte nicht vergessen, wer jeder einzelne war, woher er kam und was er von sich zurückgelassen hatte. Immer fürchtete sie sich davor, daß sie sich selbst verliert, oder daß das Licht ihres Gedächtnisses verlöscht und sie mit ihren halbblinden Augen im Dunkeln bleibt. Wenn sie mich fragte, würde ich sagen, daß sich alles so ereignet hat und sie sich ohne Grund mit Hilfe der Fotos, von Erzählungen und Erinnerungen bemüht, das Gegenteil davon zu beweisen. Als ich ihr das Foto ihres ältesten Sohnes vor die trüben Augen hielt, sagte sie griesgrämig:

Wer ist denn das?

Onkel Gholam Hosein! Von Ihrem ersten Mann. Monawar-Chanom sagt, er war Koch am Hof ...

Onkel Gholam Hosein war mit einer Sonnenbrille fotografiert worden. Wie ein Band bedeckte die Brille mit ihren breiten schwarzen Bügeln seine Augen samt Brauen. Viel war von seinem Gesicht nicht übrig geblieben, außer zwei schlaffen